

Nationalsozialismus und Schoa im Geschichts- und Religionsunterricht

Clemens Thoma

Es geht hier um eine ausführliche Kommentierung des Buches von Ottmar Fuchs, Reinhold Boschki, Britta Frede-Wenger (Hg.), *Zugänge zur Erinnerung. Bedingungen anamnetischer Erfahrung. Studien zur subjektorientierten Erinnerungsarbeit*.¹ Die Autorinnen und Autoren (Ethiker, Pastoraltheologen, Fundamentaltheologen, Dogmatiker, Historiker, Didaktiker, Gegenwartsforscher, Erzieher) bringen Anliegen zur Sprache, auf die der Freiburger Rundbrief seit Jahren drängt, weil die nach neuesten Forschungen und in theologisch-pastoralen Zusammenhängen behandelten Themen für die inhaltliche Vermittlung im Unterricht dringend größerer Klarheit bedürfen. Dadurch soll eine Reform des Unterrichtswesens vor allem in bezug auf seine Inhalte über den Holocaust und den Nationalsozialismus gefördert werden.

Es geht um eine Neuorientierung von Religionspädagogik, Didaktik und Pastoral nach dem Holocaust und den Greueln des Zweiten Weltkrieges. Die von Theodor W. Adorno und anderen geforderte neue „Erziehung nach Auschwitz“ wird in diesem Buch für möglichst alle Lehrpläne und Bildungsgruppen neu vorgeschlagen. Das Buch richtet sich vor allem an Lehrer, Seelsorger, Historiker und Psychotherapeuten.

1. Umschreibungen des Begriffs „Erinnerung“

Was ist mit Erinnerung und mit den „Zugängen“ zu ihr gemeint? Jürgen Manemann faßt dies gut zusammen: „Judentum und Christentum sind Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaften [...] In der Bibel taucht kein Gebot so häufig auf wie der Appell, sich zu erinnern. Es geht nicht um die Konservierung der Vergangenheit, sondern um ihre Einlösung – um die Realisierung gescheiterter Freiheit und Hoffnung“ (174 f.). Manemann betont auch, daß Erinnerung sowohl aus einer rückwärts gewandten Solidarität entstammt als auch für die Zukunft da ist. Es gebe keinen „totengräberischen Umgang mit Geschichte“ (175). Laut *Thomas Laubach* kann Erinnerung „auch als

1) Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Lit Verlag, München 2001, 376 Seiten.

Funktion einer umfassenden Humanität gedeutet werden. Humanität ist aber nur möglich, wo es das Gedächtnis gibt [...] Erst die Erinnerung widerlegt nachhaltig das Tötungswerk der Nationalsozialisten und rettet die Idee der Humanität“ (188). „Sittliches Sollen muß sich zwangsläufig auf Erinnerung beziehen“ (193). *Reinhold Boschki* findet den Begriff „Sensibilisierung“ noch sachgerechter oder mindestens ebenso gut wie den Begriff „Erinnerung“ (367).

Britta Frede-Wenger interpretiert Emil Fackenheim's Gebot, „Hitler keinen posthumen Sieg zukommen zu lassen“. Jüdisch-traditionell gesehen handelt es sich dabei um das 614. Gebot Gottes, das mit diesen Worten endet: „In alten Zeiten war die undenkbbare jüdische Sünde der Götzendienst. Heute ist es die, auf Hitler zu antworten, indem man sein Werk verrichtet“ (202). „Gott war nicht der Urheber der Schoa. Die Schoa ist nicht in ‚traditionellen‘ Denkschemata von göttlicher Strafe zu denken. Trotzdem kann Gott in der Schoa nicht abwesend gewesen sein. Im Gegenteil, Gott war nicht nur im Holocaust präsent, im Holocaust liegt gleichzeitig die Quelle des Umgangs mit ihm, die eine neue Basis schafft für jüdische Existenz nach der Schoa“ (201).

Prominente jüdische Denker sind sich einig, daß das Judentum wesentlich eine Erinnerungsgemeinschaft ist. Das jüdische Selbstverständnis lebt aus der Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten, an die Tempelzerstörungen, an die Vertreibung der Mehrheit aus dem Heiligen Land und an die vielen Judenverfolgungen und Judenmorde im Mittelalter und vor allem in der Nazizeit.

2. Die Subjekte der Erinnerung und ihre Kontexte

Im ersten Hauptteil (13-163) äußern sich Autoren mit stark soziologischen Interessen zu Befragungen deutscher Jugendlicher und ehemaliger Kriegsteilnehmer.

Bodo von Borries schreibt über das „Geschichtsbewußtsein deutscher Jugendlicher im Blick auf die NS-Zeit und den Holocaust“ aufgrund von Befragungen in den 90er Jahren (13-30). Die empirische Forschung zeige, „daß es in den letzten 30 Jahren keineswegs gelungen ist, das Konzept eines reflektierenden Umgangs mit der Historie den Jugendlichen nahezubringen“ (27). Wahrscheinlich aber sei es „unklug, den Holocaust und die anderen Massenverbrechen der Nazis nur als einmalig-unvergleichlich oder nur als strukturell-prototypisch wahrzunehmen“ (29).

Der Aufsatz von Konrad Brendler, „*Identitätsformationen von Jugendlichen im Schatten der Schoa*“ (31-56), ist das Ergebnis einer ausführlichen Befragung von 1150 Schülern und Studenten in Deutschland und in Israel. Ziel des deutsch-israelischen Forschungsprojektes war, „herauszufinden, welche Bedeutung der Holocaust im Selbstkonzept heutiger Jugendlicher hat, und welche aktuelle Relevanz für ihre Einstellungen zu politischen und sozialen Problemen er besitzt. Vor allem wollten wir wissen, wie erfolgreiche Aneignungsprozesse der Geschichte verlaufen können und welche Sozialisationsbedingungen in Familien und Schulen für eine günstige oder ungünstige Entwicklung der Geschichtsbewältigung maßgebend sind“ (34 f.).

Frühere Untersuchungen hatten ergeben, daß mindestens zwei Drittel der 14-18jährigen Deutschen mit dem Begriff Holocaust nichts anfangen können. Bei den Hauptschülern seien es „sogar 87 %, die von der Schoa keine Ahnung haben, und Auschwitz, Dachau und Treblinka sind hierzulande für vier von zehn Jugendlichen Fremdwörter“ (31). Diese Mängel sind angekommen, obwohl die NS-Zeit und die Schoa seit den 60er Jahren obligatorischer Inhalt der Schulcurricula sind. Die heutige Jugend wolle zwar nicht verdrängen und nicht vergessen. Aber sie wolle nicht mit einem schlechten Gewissen herumlaufen. Es gibt „nur eine Chance, die unselige Wirkungs-dynamik [...] der Schoa durch pädagogische Bemühungen zu unterlaufen, nämlich durch Vergegenwärtigung und Durcharbeitung des Unerträglichen in aktiver Erinnerungsarbeit“ (33). Brendler sieht sich darin mit Johann B. Metz einig, der „eine anamnetische Kultur“ und damit auch eine anamnetische Religionspädagogik fordert.

In den Erhebungen ging es auch um den Stellenwert der Geschichte und um die „Wirkung der Erinnerung auf das Identitätsgefühl“ heutiger Jugendlicher (47). Bei den Befragungen kamen auch „Strategien und Stereotypen des Verdrängungs- und Verleumdungsverhaltens“ zur Sprache, sowie „Ausweichmanöver und Blockadetechniken“ (39).

Ulrike Bechmann geht es in „*Was denken eigentlich die ‚Subjekte‘ der Erinnerungskultur?*“ (57-91) hauptsächlich um die Beurteilung von Analysen der Aussagen Jugendlicher. Sie setzt sich gründlich mit der Studie von Alfred Silbermann und Manfred Stoffers² auseinander, in der 2197 Personen 23 Fragen zum Thema „Was bedeutet ‚Auschwitz‘ der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration“ beantworteten. Das Ergebnis zeigte eine „er-

2) Alfred Silbermann/Manfred Stoffers, *Auschwitz: Nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland*, Berlin 2000 (vgl. FrRu 7[2000]308 f.).

schreckende Wissenslücke“ (61). Ulrike Bechmann analysiert und korrigiert teilweise die Schlußfolgerungen dieser Befragungen: „Rassismus und Antisemitismus gedeihen nicht auf dem Boden des Nichtwissens (wie Silbermann und Stoffers meinen), sondern auf dem Boden der Einstellung. Auschwitz-Kenntnis führt [...] vielleicht zur Abkehr von radikalen rechten Thesen, aber nicht unbedingt zur Abkehr von vielen Einstellungen, die dadurch geprägt sind [...] Es geht also nicht um Wissen oder Nichtwissen, es ist vielmehr eine bestimmte Einstellung, die zur rechten Gesinnung führt“ (64).

Aus der von Konrad Brendler und Dan Bar-On interpretierten Studie *„Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlichen“* leitet sie folgende kritische Schlußfolgerung ab: „Einerseits erwiesen sich die deutschen Jugendlichen als im Verhältnis zu den Israelis weniger informiert und emotional weniger engagiert über die Schoa und über die Rolle, die ihre Großeltern darin spielten. Andererseits aber hatten sie eine sehr viel weniger nationalistische Einstellung, waren weniger rechts orientiert und hatten eine positivere Einstellung gegenüber Minderheiten“ (71). Bechmanns Ratsschlag im Zusammenhang mit der Brendler/Bar-On-Untersuchung: „Ich würde für die deutschen Jugendlichen die Forderung an die Pädagogik stellen, durch verstärkte Arbeit an aktuellen Problemen die Reflexivität zu stärken und dann in Beziehung zur Vergangenheit zu setzen“ (72). „Die weit verbreitete These von dem allgemeinen Desinteresse der jüngeren Generation an der NS-Geschichte läßt sich so nicht halten. Ihr Verhältnis zur Vergangenheit ist differenzierter zu betrachten“, als dies bisherige statistisch arbeitende Analytiker taten (76).

Ulrike Bechmann ist überzeugt: „Ohne Bezug zur Gegenwart und Lebenswelt der jetzigen Generationen wird das Wissen allein nicht helfen, die Erinnerung wachzuhalten“ (69). Indirekt polemisiert sie auch gegen voreilige Urteile aufgrund von Statistiken bzw. Befragungen von Jugendlichen in den Entwicklungsphasen: „Persönliche Erinnerung und Rekonstruktion der Geschichte sind zweierlei. Wenn schon die offizielle Geschichte Re-Konstruktion ist, um wieviel mehr dann die persönliche Erinnerung?“ Bechmann kritisiert auch die christlichen Kirchen: „Trotz ihres reichen Fundus an Riten und Ritualen“ hätten sie keine „zivilreligiösen Rituale“ bereitgestellt (84).

Doris Nauer ruft in *„Fakten zur Kinder-, Euthanasie und ihrer Aufarbeitung in der deutschen Kinder- und Jugendpsychiatrie“* eines der grausamsten Verbrechen der NS-Zeit in Erinnerung (92-117). Allein diese Lektüre müßte anspornen, Nationalsozialismus und Holocaust pastoraltheologisch

und anamnetisch zur Kenntnis zu bringen. Angesichts der über 10 000 ermordeten Kinder und der insgesamt über 300 000 „Gnadentod“-Opfer (90) will Nauer zu einer sachgerechten Aufklärungsarbeit beitragen. Erbkrankte Kinder wurden zwangssterilisiert. Viele dienten als Testobjekte für angebliche psychiatrische Diagnosetechniken. Selbst nach dem Tode wurden die Kinder „auf wörtliche Art und Weise ausgeschlachtet. Wurde ein Kind nicht als sektionswürdig eingestuft, ist es zumeist verscharrt worden“ (108 f.). Abschließend appelliert Nauer, „Kinder und Jugendliche nie wieder für therapeutische Experimente zu mißbrauchen [...] Das Lebensrecht und die Menschenwürde eines jeden noch so kranken und lebensunwert erscheinenden Kindes ist unter allen gesellschaftlichen und politischen Umständen zu schützen“ (116 f.).

Johannes Schmidt deutet in *„Die Spielfilminszenierung des Holocaust in der Perspektive der Täter“* (118-133) „pogromische Dramaturgien“ seit der Weimarer Republik bis hin zu den Auschwitz-Filmen. Dies ist wichtig, weil die Filme über diese Zeit für das Wiederaufleben der Erinnerung bei jungen Leuten eine große Rolle spielen. Intensiv setzt er sich mit dem 1940 entstandenen Film „Jud Süß“ auseinander, aber auch mit verschiedenen Hitler-Filmen. Seine Schlußbemerkung: „Mit der Zerschlagung des Hitlerregimes scheint nicht nur antijüdischen Film-Inhalten, sondern auch allgemein den hetzpropagandistischen Dramaturgien der weltanschauliche Boden entzogen zu sein [...] Andererseits aber kommt das Kino bis heute nicht ohne Geschichten aus, die von guten und bösen Herrschaftssystemen und von der Vernichtung der tyrannischen Schurken erzählen“ (131).

Auch Susanne Eggert stützt sich in ihrer Untersuchung *„Wie kann schwierige Geschichte an Kinder und Jugendliche vermittelt werden?“* (134-147) auf Umfragen. Von 350 zufällig ausgewählten Jugendlichen „können rund zwei Drittel der 14-18jährigen Deutschen mit dem Begriff ‚Holocaust‘ nichts anfangen“ (134). Dann untersucht sie den Einfluß des Fernsehens. Jugendliche „wollen gesellschaftliche Zusammenhänge begreifen, um selbst mitdiskutieren und mitbestimmen zu können“ (139). Es sei deshalb wichtig, das Thema Holocaust mit den Jugendlichen zu bearbeiten. Dadurch werden den Jugendlichen für ihr eigenes Engagement Möglichkeiten aufgezeigt, „wie und an welchen Stellen sie ihr Wissen in Handeln umsetzen können“ (146).

Franz-Michael Konrad, ein außerordentlich guter Kenner der Etappen der Auseinandersetzungen über die Schoa in Deutschland und besonders in Israel, untersucht in *„Zu den Kontexten einer Pädagogik der Erinnerung in*

Deutschland und Israel von 1945 bis heute“ (148-163), wie und weshalb der Holocaust in Israel zum Schulstoff geworden ist. Er vermittelt geschichtliche Überblicke über das politische Umdenken in Deutschland und Israel, über die Wirkung von Ereignissen (Eichmannprozeß, Synagogenbeschädigungen), sowie über die pädagogischen Aufarbeitungsbemühungen in beiden Ländern. Auch kontinuierliche Aktionen und Reaktionen umschreibt er sachgerecht. „In einer radikalen Umkehr der ursprünglichen Zustände ist die Schoa [...] tatsächlich zu einem Schlüsselthema der israelischen Identitätsdebatten geworden, zu einem Teil des kollektiven Gedächtnisses und der kulturellen Identität des jüdischen Teils der israelischen Gesellschaft“ (153). Konrad macht auch auf problematische israelische Festlegungen aufmerksam. Mit Moshe Zimmermann stellt er fest, daß die Schoa für die israelische Gesellschaft zu einer „civilian religion“ geworden sei. Aus einem historischen Geschehen sei sie zu einem „Mythos transformiert worden“ (161). Die mörderische Judenfeindschaft der Nationalsozialisten, neue antisemitische Anschläge in Europa und die Gefahr ideologisch-mythologischer Mißdeutungen haben den Holocaust in Israel zum Schulstoff gemacht.

3. Die Schoa – Zeitpunkt und Zeitenwende für die Theologie

Der Ausgangspunkt der von Jürgen Manemann verfaßten *„Theologischen Reflexionen über Geschichte im Zeitalter der Posttraditionalität“* (167-182) ist die Überzeugung, daß eine „anamnetische Religionspädagogik“ heute notwendig sei, weil in der Gesellschaft „der Abschied von Traditionen und Religionen als *conditio sine qua non* eines zukünftigen Zusammenlebens eingefordert wird“. Es sei festzustellen, daß heute „kaum noch eine traditionsdefinierte Sittlichkeit existiert und daß die avancierten Gesellschaften schon damit begonnen haben, die kulturellen Bedingungen ihrer Existenz selbst zu erfinden“.

In der heutigen Gesellschaft sind „nicht nur Geschichte und Geschichten bedroht, sondern mit ihnen einhergehend immer auch Religionen, wenigstens biblische Religionen, die ohne Geschichten nicht denkbar sind“. Die biblischen Geschichten offenbaren „die Dimension des Religiösen. Deshalb sind Geschichten der Motor der biblischen Religionen“ (167). Geschichten sind die Voraussetzung, „im Zeitalter der Globalisierung mit Ungewißheit umgehen zu können“ (168). Manemann wehrt sich auch gegen die heutige „*nachtraditionale Gesellschaft*“, die die Vergangenheit wegwischen will.

„Eine enttraditionalisierte Gesellschaft ist viel ideologieanfälliger und zugleich manipulierbarer [...] Traditionen sind [...] Garant der Zukunft“ (172). Die biblischen Traditionen sind für nachtraditionale Gesellschaften von großer Bedeutung. Sie fordern „Offensein für Neues“ und rufen eine Zukunft in Erinnerung, die losgelöst von den Toten nicht denkbar ist. „Die Frage nach dem Leben der Toten zu vergessen und zu verdrängen, ist zutiefst inhuman, bedeutet es doch, die vergangenen Leiden zu vergessen und zu verdrängen und sich der Sinnlosigkeit dieser Leiden widerspruchslos zu ergeben“ (177).

Im Geiste von Emmanuel Lévinas deutet Manemann die Erinnerung an die Leidenden als „Ausdruck radikaler Verantwortung. In Anbetracht der Toten von Auschwitz ist das Gedächtnis, das wir ihnen geben, das letzte, was wir für sie tun können“ (178). „Vielleicht stünde die Bibel bei den Jugendlichen nicht mehr auf dem ‚Index‘, wenn die Religionspädagogik dezidierter ihre narrativ-memorative Grundstruktur herausarbeitete, denn die Kinder und Jugendlichen würden die Erfahrung machen, daß ihre Geschichten immer auch Geschichten über Geschichten sind“ (181).

Thomas Laubach macht auf geforderte „*Ethische Zugänge zur Erinnerung*“ (183-197) aufmerksam. Er weist darauf hin, daß „Jugendliche Neonazis werden, weil sie von der Bewältigung der Vergangenheit genug haben“, so die Aussage eines Jugendlichen (184).³ Erinnerung gehört für Laubach zur gelingenden Identität. Dann geht er auf religiöses Erinnerungsgedenken in der jüdischen und der christlichen Glaubenstradition ein. Das Gebot des Sich-Erinnerns umreißt im Judentum „eine ganze Erinnerungskultur, die vor allem am Pesachabend ganz handfest wird. Hier erzählen sich die Juden die Geschichte vom Auszug aus Ägypten als gegenwärtige Geschichte, denn ‚in jeder Generation müssen wir uns als Menschen betrachten, die aus der Sklaverei errettet wurden‘ [...] Christlicherseits wurde vor allem die Liturgie mit dem Gedenken verknüpft: ‚Tut dies zu meinem Gedächtnis‘ [...] Erinnerungen sind mit Akten der Vergegenwärtigung verbunden, die ihrerseits appellative und handlungsleitende Funktionen haben“ (191 f.). Daraus folgert Laubach: „Sittliches Urteilen wie Handeln selbst ist ohne Erinnerung nicht möglich“ (193). Der Mensch lebt „im Vergangenen, im Gegenwärtigen und [in] der Zukunft [...] Die Religion hat sogar noch eine vierte [Stelle] hinzugefügt, die – Ewigkeit“ (196).⁴

3) Vgl. Bernhard Schlink, *Die Beschneidung*, in; ders.: *Liebesfluten*, Zürich 2000, 226.

4) Vgl. Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher*, Frankfurt/M. 1994, 483.

Thomas Freyer untersucht die „*Theologische Anthropologie im Horizont des christlich-jüdischen Gesprächs*“ und ihren Bezug zur Schoa (222-245). Er weist darauf hin, daß es bei der Aufarbeitung der Schoa auch um „ein spezifisches Verständnis der Welt als Schöpfung“ Gottes geht. „Die Schöpfung als ganze ist zutiefst bestimmt vom Versagen des Menschen, vom Widerstand gegen die Zerstörung und von der Verheißung einer wahren und gerechten Welt“ (222). Die theologische Anthropologie müsse in diesem Zusammenhang „dem schon recht früh verdrängten und paralysierten jüdischen Wurzelgrund christlicher Theologie die ihm zukommende Geltung verschaffen“.

In einer „Zwischenreflexion“ bedauert Freyer die Nichtbeachtung jüdisch-anthropologischer Denktraditionen seitens mancher christlicher Theologen. Auschwitz müsse „als erkenntnistheoretische Leitperspektive dienen“ (229). Dies ist auch deshalb notwendig, weil „der moderne Mensch in seine Bedürfnisse hinein verstrickt ist“ (232). Freyer befaßt sich auch intensiv mit Franz Rosenzweig, Abraham Joshua Heschel und Emmanuel Lévinas (230-242). Rosenzweig betonte, daß der Mensch „auf den Boden der Tatsächlichkeit des Alltags gestellt werden muß“. Nach Heschel steht „der Grad unserer Menschlichkeit direkt proportional zu unserer Fürsorge und Anteilnahme für andere“. Lévinas betont, daß „die Einzigkeit des Menschen sich der (nicht-intentionalen) Nähe des Anderen“ verdankt (244). Freyer kommt auch mehrmals in dominanter Akzentuierung auf christliches Zeit- und Leidensdenken zu sprechen. „Christliches Zeitdenken ist bestimmt von einer spezifischen Leidenserfahrung. Diese nimmt Maß am Leiden des anderen Menschen, in dem Gott selbst dem Ich so begegnet, daß er dessen *conatus essendi* zuvorkommt und ihn zum selbstlosen Dienst am Anderen befreit“ (244).

4. Religionspädagogik und Pastoraltheologie

Welche Schwerpunkte der NS-Zeit und der Schoa sind für die Lenkung jugendlicher besonders dringlich? Wie muß der historische, philosophische und theologische Bildungsbereich gestaltet werden? Der Artikel von *Mark Webber* und *Michael Brown* über das Unterrichtsfach *Holocaust und Antirassismus* in Kanada (249-269) kann auch die Lehrpläne anderer Länder inspirieren. Die Schüler sollen lernen, daß es nicht nur *eine* Form von Rassismus, Antisemitismus und Fremdenhaß gegeben hat und gibt. Staatsinterne Fragen werden daher zusammen mit dem Holocaust behandelt (249 f.).

Albert Biesinger erläutert das Forschungsprojekt „*Lernprozeß Christen Juden*“ (269-290) der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Freiburg in Zusammenarbeit mit Günter Biemer, Peter Fiedler, Ernst Ludwig Ehrlich u. a. Das Freiburger Forschungsprojekt erwies sich im deutschen Sprachraum bis heute als das maßgeblichste Grundlagenwerk für Religionslehrer. Inzwischen konnten acht Bände publiziert werden, die das Verhältnis von Christentum und Judentum im (katholischen) Religionsunterricht pädagogisch und inhaltlich unmißverständlich wiedergeben.

Biesinger gibt praktische Beispiele für den Religionsunterricht. Für viele Begriffe aus dem biblischen und nachbiblischen Judentum, zu Jesu Judesein und zum Verhältnis (Ur-)Christentum-Judentum werden „sachgemäße“ Erklärungen angeboten. Auf falsche oder einseitige Aussagen sowie auf fälschliche christliche Antithesen wird hingewiesen. Analysen von Unterrichtsinhalten werden erklärt und korrigiert und mit Vorschlägen für eine korrekte Darstellung im Unterricht verbunden. Hervorragend sind auch Gegenüberstellungen von Glaubensaussagen wie etwa: Welcher Gottesbegriff ist jüdisch, welcher christlich? Was bedeutet „Bund“ im Judentum, was im Christentum? Jüdische und christliche Feste und Bräuche sowie vorurteilsbeladene Begriffe werden im christlich-jüdischen Kontext ausführlich erläutert. Auch die Frage der Christologie nach Auschwitz und die Notwendigkeit christlicher und jüdischer Erinnerung wird behandelt.

Gabriele H. Mayer, eine in der Jugendarbeit tätige evangelische Theologin, legt einen „*Werkstattbericht*“ (291-308) über Reaktionen junger Frauen vor, die mit den Greueln des Nationalsozialismus konfrontiert wurden. Sie stellt „eine Sprachlosigkeit im Blick auf die eigene religiöse Identität wie auch im Blick auf theologische Fragestellungen über die Schoa“ fest (296). Es stellen sich Fragen nach der Unmenschlichkeit von Menschen und Fragen nach Gott, der das alles zugelassen hat. Mayer versucht anhand von Bibelstellen und mit Erlebniserzählungen Licht in die psychisch-seelischen Verwirrungen der Frauen zu bringen. Man müsse „das Vermächtnis der Täterinnen und Täter des Holocausts reflektiert annehmen und es in das eigene Selbstverständnis [...] hinein integrieren“ (304). Dann könne die „Sprachlosigkeit im Blick auf die eigene Identität und auch im Blick auf theologische Fragestellungen der Schoa sichtbar werden“ (296).

Ottmar Fuchs fragt nach den Elementen einer *Pastoraltheologie nach Auschwitz* (309-345). Fuchs will die „Praktische Theologie“ als Basiskonzept in den Dienst sowohl des Auflebens der kollektiven Erinnerung als auch der Wegweisung für die Zukunft stellen. In der „inneraktiven Beziehung zum

auferstandenen Jesus Christus“, dem theologischen Zentrum des Christentums, sieht er den „generativen Charakter“ des Christseins. „Denn nach 1 Kor 15 bezieht sich auch die Auferstehung nicht nur auf Jesus Christus, sondern auf alle Verstorbenen [...] Aus der Perspektive des eschatologischen Gerichts den auferstandenen Menschen gegenüber kommt generell jene inhaltliche Dimension zum Zug, die Christus als den Richter ernst nimmt, der auf der Seite der Leidenden steht und die Täter zur Rechenschaft zieht“ (313). Weil es bei jedem Menschen aus der Vergangenheit heraus um die Verantwortung für Gegenwart und Zukunft geht, ist eine Begegnungskultur mit der Vergangenheit zu schaffen, in der nicht alles auf die eigene Egozentrierung zuläuft. Angesichts der Schuld ist „Trauerarbeit zu leisten“ (318). Geschichtliche Erinnerung allein genügt nicht. Es muß auch ein „affektives Bewußtsein“ da sein, „das eigene Leben eher auf Gerechtigkeit und Solidarität als auf Gewalt und Vernichtung auszurichten“ (320). Fuchs fordert eine „normative Gestaltung der Erinnerung“ (325). In diesem Zusammenhang zitiert er Elie Wiesel: „Nur die genaue Erinnerung stoppt den Wahnsinn“ (328). Fuchs legt auch dar, daß solide christliche Moralität neu bedacht und eingeübt werden muß, damit Judenhaß und Fremdenhaß verbannt werden und Wege zur gegenseitigen Achtung und Unterstützung gefunden werden: Solidarität, Barmherzigkeit, Diakonie, compassio (Anteilnahme am Leiden) und memoria passionis (Erinnerung an das Leiden). Die memoria passionis ist „in Dienst zu nehmen für gegenwärtige Steigerung von Menschlichkeit“ (343). Die Abhandlung von Ottmar Fuchs zeigt deutlich die pastoralen Aufgaben auf, die wir heute vor allem im Zusammenhang mit der Schoa auf uns nehmen müssen.

5. *Schlußbemerkung*

Ein Thema fehlt leider fast gänzlich. Obwohl die meisten Autoren und Autorinnen der katholisch-theologischen Fakultät Tübingen angehören, werden die Bemühungen von Papst Johannes Paul II., des Vatikanischen Einheitssekretariates sowie der europäischen und amerikanischen Bischofskonferenzen um das Bedenken und die Aufarbeitung der Schoa nicht erwähnt. Vom Vatikan und von anderen kirchlichen Stellen sind deutliche Stellungnahmen zu Rassismus und Nationalsozialismus sowie Warnungen vor deren erneutem Wiederaufleben gekommen.

Ein Personen- und Sachwortverzeichnis hätte allerdings auch eingefügt werden müssen.